Zeitschrift: Jahrbuch für Philosophie und spekulative Theologie

Band: 20 (1906)

Artikel: W. von Humboldts Sprachwissenschaft in ihrem Verhältnis zu den philosophischen Systemen seiner Zeit

Autor: Gloszner, M.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-761881

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

W. VON HUMBOLDTS SPRACHWISSENSCHAFT IN IHREM VERHÄLTNIS ZU DEN PHILOSOPHISCHEN SYSTEMEN SEINER ZEIT.[1]

VON DR. M. GLOSZNER.[2]

Ist W. v. Humboldt der Schöpfer der Sprachphilosophie, wie Dr. Steinthal behauptet? Versteht man unter „Sprachphilosophie" Untersuchungen über das Verhältnis der Sprache zur geistigen Seite des Menschen, speziell zum Denken, so hat es längst vor W. v. Humboldt eine solche gegeben, wie die verschiedenen Auffassungen der Sprache und ihres Ursprungs beweisen — ob sie (bezw. die Namen) *νόμῳ* oder *φύσει* sei[3] —; vorzugsweise waren es Platon, Aristoteles und die Stoiker, die auf sprachwissenschaftliche Untersuchungen eingingen. Sieht man aber von den älteren Versuchen ab, so kann auch vom Standpunkte der Geschichte der neueren Philosophie W. v. Humboldt nicht als Schöpfer der Sprachphilosophie bezeichnet werden, was Steinthal im Grunde selbst zugibt, indem er auf den Einfluß der Kantschen Philosophie sowie deren Modifikation durch Schiller und Fichte hinweist[4] und die Behauptung, H. sei nur aus sich zu erklären, dahin einschränkt, „daß solche Individualität nur in seiner Zeit möglich war".

Die Idee der Humanität ist die Quelle, die Mutter der Humboldtschen Sprachwissenschaft und diese eine ihrer schönsten Töchter.[5] „Humanität" ist das Charakteristikum der Periode, in welche das Wirken Humboldts fällt. Die Idee reiner, schöner Menschlichkeit, ungehinderte freie Entfaltung der menschlichen Natur war das Ideal,

---

[1] Oben S. 27, Z. 22 ist nach (310) einzuschalten: mit der aristotelischen.

[2] Dr. H. Steinthal, Die sprachphilosophischen Werke W. v. Humboldts, herausgegeben und erklärt von Dr. H. St. Berlin 1883. 1884.

[3] Dr. Steinthal, Geschichte der Sprachwissenschaft. S. 42 ff.

[4] Steinthal, W. v. H. sprachw. WW. S. 13.

[5] A. a. O. S. 14.

das Philosophen und Dichter, das einen Kant, Fichte, Herder, Goethe und Schiller begeisterte. Der Menschengeist gilt als die höchste Realität, in welcher die Gottheit selbst zur Erscheinung und Verwirklichung gelangt. In der Blüte dieser humanistischen Bewegung lauert die Schlange der Vergötterung des Menschen, der Pantheismus.

In Humboldts Sprachwissenschaft spiegelt sich diese Bewegung. Zum Teile ist es der Kantsche Gedanke einer aktiven, schöpferischen Bedeutung des menschlichen Denkens in der Form, die dieser Gedanke in der Denken und Sprechen identifizierenden Sprachwissenschaft W. von Humboldts annimmt, zum Teile aber die pantheistische Grundansicht, der zufolge alles Verstehen, alle Gemeinsamkeit und Einheit im Denken und Sprechen aus der (numerischen, nicht nur spezifischen) Identität der geistigen Natur sich ableitet, was der Humboldtschen Sprachphilosophie ihr Gepräge aufdrückt.

In diesem Sinne kann man Steinthal zustimmen, wenn er Humboldts Sprachwissenschaft als „kantisierten Spinozismus" bezeichnet. Hierin seien drei Hauptpunkte enthalten. 1. Identität der Sprache mit dem menschlichen Geiste, Erfassung des Seins durch das Denken mittels der Sprache; 2. individuelle und Menschheitssprache, Möglichkeit des Verstehens; 3. die Sprache ist zugleich Band der Individuen und individualisierendes Prinzip.

Betrachten wir zunächst das Kantsche Element in Humboldts Sprachwissenschaft. Im Gegensatz zu Aristoteles und der Scholastik, die das Verhalten des Intellektes zu den Dingen als ein analytisches und passives bestimmen, lehrt der Kritiker der Vernunft, um den sensualistischen Konsequenzen der Lockeschen Abstraktionstheorie zu entgehen, daß das Verhalten des Verstandes zu seinem Objekte ein synthetisches und aktives sei. Das intellektuelle Erkennen komme dadurch zustande, daß sich mit den sinnlichen Daten ein a priori gegebenes, aus der Natur der menschlichen Vernunft stammendes Element verbinde. Was nun Kant als eine Funktion des Intellektes ansieht, ercheint in Humboldts Sprachwissenschaft als eine Funktion der Sprache, die sie durch das Verbum ausübt.

„Das Verbum, so äußert sich Humboldt in seiner sprachphilosophischen Hauptschrift (der Einleitung in das große Werk über die Kawisprache), . . . unterscheidet sich vom Nomen und den anderen, möglicherweise im einfachen

Satze vorkommenden Redeteilen mit schneidender Bestimmtheit dadurch, daß ihm allein der Akt des synthetischen Setzens als grammatische Funktion beigegeben ist... Durch ein und denselben synthetischen Akt knüpft es durch das Sein das Prädikat mit dem Subjekte zusammen, allein so, daß das Sein, welches mit einem energischen Prädikate in ein Handeln übergeht, dem Objekte selbst beigelegt, also das bloß als verknüpfbar Gedachte zum Zustande oder Vorgange in der Wirklichkeit wird. Man denkt nicht bloß den einschlagenden Blitz, sondern der Blitz ist es selbst, der herniederfährt; man bringt nicht bloß den Geist und das Unvergängliche als verknüpfbar zusammen, sondern der Geist ist unvergänglich. Der Gedanke, wenn man sich so sinnlich ausdrücken könnte, verläßt durch das Verbum seine innere Wohnstätte und tritt in die Wirklichkeit über" (Steinthal, H.s sprachw. WW. S. 548).

Humboldt huldigt, wie man sieht, dem idealistischen Vorurteil, daß im Denken zunächst nur subjektive Vorstellungen erfaßt und verbunden oder getrennt werden, um erst in dem der Sprache angehörigem Satze objektiviert, zu einem sachlichen Urteil über Sein und Nichtsein erhoben zu werden. In einer doppelten Hinsicht unterscheidet sich diese sozusagen glossologische Ansicht von der intellektuell-kritischen Kants, einmal sofern bei Kant die synthetische Funktion dem Verstande zugeschrieben wird, sodann darin, daß nach Kant in jeder Applikation einer Kategorie auf sinnliche Daten, z. B. der Kategorie der Substanz auf das in der Zeit Dauernde, eine Objektivierung, ein „Übertritt aus der Wohnstätte des Gedankens in die Wirklichkeit" stattfindet.

Wie verhält sich die Sache in Wirklichkeit? So, daß zwar im Urteil, dessen sprachlicher Ausdruck der Satz ist, intellektuelle Vorstellungen in Fluß gebracht, verbunden und getrennt werden, daß aber dieser Denkbewegung objektive Bedeutung zukommt, sofern und soweit dies bezüglich der intellektuellen Vorstellungen der Fall ist. Der Synthese geht eine Analyse voraus, so daß die Ineinssetzung von Prädikat und Subjekt als zweiter Denkakt nur das im ersten (der simplex apprehensio) virtuell Gesetzte aktuell vollzieht.

Dem Humboldtschen Gedanken gibt Steinthal einen präzisen Ausdruck mit den Worten: „Humboldt spricht

nicht bloß von einer Synthesis, sondern von einem synthetischen Setzen, d. h. von einem Setzen durch Synthesis. Es wird nicht bloß das Prädikat mit dem Subjekt zusammengefaßt, wie auch die Logik es tut, sondern es wird das zusammengefaßte Subjekt und Prädikat in die Wirklichkeit hinausgesetzt. Im Verbum liegt die projizierende Kraft; es setzt ein Subjekt als ein Sein und ein Handeln" (a. a. O. S. 546).

Was den „Spinozismus", d. h. den Monismus in Humboldts Sprachwissenschaft betrifft, so äußert sich Humboldt bereits in einer Ankündigung seiner Schrift über die baskische Sprache und Nation, die Sprache „sei Vermittlerin erst zwischen der unendlichen und endlichen Natur, dann zwischen einem und dem anderen Individuum". Sie ist etwas „Eigenes, Unbegreifliches, aber nur durch die Idee der Vereinigung des für uns und unsere Vorstellungsart durchaus Geschiedenen Gegebenes". „Als ein wahres, unerklärliches Wunder bricht sie aus dem Munde einer Nation hervor und ist (um jetzt nicht der überirdischen Verwandtschaft des Menschen zu gedenken) die leuchtendste Spur und der sicherste Beweis, daß der Mensch nicht eine an sich abgesonderte Individualität besitzt, daß Ich und Du nicht bloß sich wechselseitig fordernde, sondern, wenn man bis zu dem Punkte der Trennung zurückgehen könnte, wahrhaft identische Begriffe sind . . . weil sonst alles Verstehen bis in alle Ewigkeit hin unmöglich sein würde" (a. a. O. S. 18).

Daß Humboldt hier über das Ziel hinausschießt, bedarf für den Vertreter eines gemäßigten Realismus keines Beweises, denn das Ich und Du sind zwar nicht Erscheinungen ein und derselben Substanz (Spinoza) oder ein und desselben Subjekts (Fichte), wohl aber von der spezifisch gleichen geistigen Natur, weshalb sich der Indogermane und Mongole trotz der Verschiedenheit des Sprachcharakters nicht bloß über sinnliche, sondern auch über abstrakte, mathematische und metaphysische Gegenstände verständigen können; denn es sind nicht verschiedene Logiken, wie Steinthal annimmt, was sie unterscheidet, sondern der verschiedene lautliche Ausdruck in Verbindung mit den der Natur und dem Zwecke der Sprache, sowie dem besonderen Charakter der einzelnen Sprachen entsprechend modifizierten, im Wesen aber allen Nationen gemeinsamen logischen Kategorien. Jede Sprache

kennt den Unterschied von Substanz, Eigenschaft, Tätigkeit und prägt ihn in ihrer Weise (sprachlich) aus, auch wenn sie sich desselben Lautes bedient, der alsdann bald als Substantiv, Adjektiv, Verbum funktioniert.

Als Humboldts Methode wird die Verbindung der abstrakt-philosophischen und konkret-empirischen Forschung angegeben, eine Methode, die richtig wäre, wenn unter der abstrakt philosophischen nicht die idealistische, aus vorgefaßten Ideen konstruierende, dem Allgemeinen selbständige Wesenheit, Substanzialität zuschreibende Methode verstanden würde.

Durch diese Verbindung einander entgegengesetzter Methoden dringt in Humboldts Sprachwissenschaft ein ungelöster Widerspruch ein, indem bald die Identität von Vernunft und Sprache, die mit der angeblichen synthetischen im Verbum sich äußernden Kraft der letzteren zusammenhängt, behauptet wird, bald aber doch — ein von den Tatsachen abgerungenes Zugeständnis — die lautliche Seite der Sprache von der begrifflichen scharf unterschieden wird. So spricht Humboldt von einer „Verteilung der Laute unter die Begriffe“: eine Redeweise, die seinen Kommentator (Steinthal) zu dem Ausrufe veranlaßt: „Diese Überschrift klingt unserem Ohre wunderlich genug. Sie hält sich nicht nur ganz in jener Zurückgezogenheit, die ich in der Einleitung zum vorigen Stück hervorhob, sondern scheint mir ein wahres Raffinement von Empirie (!). Völlig ab sieht hier Humboldt von seiner Ansicht über die Einheit von Sprache und Geist, völlig ab von dem Durchdrungensein des Lautes von der Bedeutung und stellt sich die Sprache vor als ein in zwei voneinander unabhängige Massen geschiedenes Material von Lauten und Begriffen; und nun soll erst jene Masse über diese verteilt werden.“ Steinthal erinnert sodann, daß der Ausdruck nur noch an zwei Stellen sich finde, wo aber davor gewarnt werde, an eine absichtlich vollzogene Verteilung zu denken.[1]

Das ganze Wesen der Sprache, erklärt Humboldt, liegt schon im einfachen Satze, da die Verknüpfung der einfachsten Begriffe das ganze Gewebe der Kategorien des Denkens anregt (Über das Sprachstudium, bei Steinthal. S. 43). Geistiges und Sinnliches durchdringen sich

[1] Steinthal, H.s sprachw. WW. S. 314.

in ihr, Reflexion und Artikulation; die beide verbindende Kraft könne aber nur vom Verstande ausgehen; denn „nur die Stärke des Bewußtseins nötigt der körperlichen Natur die scharfe und feste Begrenzung der Laute ab, die wir Artikulation nennen“ (a. a. O. S. 43 f.).

Was heißt aber dies anders, als daß der Verstand sich der Sprache als seines Werkzeuges bedient, mit dem er so wenig, als die eigentliche Ursache (c. principalis) mit der werkzeuglichen, überhaupt identisch sein kann?

Die Sprache ist nach Humboldt unmittelbar in den Menschen gelegt: „denn als Werk seines Verstandes in Klarheit des Bewußtseins ist sie durchaus unerklärbar . . . Es gibt nichts einzelnes in der Sprache; jedes ihrer Elemente kündigt sich als ein Teil eines Ganzen an“ (a. a. O. S. 51).

Auf diese Auffassung, daß das Ganze der Sprache dem Geiste, wenn auch nicht in klarem Bewußtsein, doch instinktiv, gegenwärtig sein müsse, dürfte die der idealistischen Philosophie eigentümliche Ansicht von Einfluß gewesen sein, daß der Intellekt sein Objekt virtuell als ein einheitliches Ganzes erfasse. Es sei nur an die eingeborene Idee Gottes bei Descartes, an das Schema des Leibniz und den logischen zur absoluten Idee kraft immanenter Bewegung sich bestimmenden Begriff Hegels erinnert. Die Sprache ist indes nicht anders als Ganzes im instinktiven Bewußtsein (?) gegeben, als das Objekt der Vernunft, das, vom Sinnlichen abstrahiert, mit der Erweiterung des sinnlichen Erkennens konkretere Gestalt gewinnt.

Das allerdings unbewußt abstrahierende Denken bildet die Begriffe Sein, Ding, Substanz, Eigenschaft, Tätigkeit, und die Sprache prägt, vom Denken geleitet, ihre Kategorien „Substantiv“, „Verbum“ usw. aus. Die unwillkürlich wie der Gesang des Vogels aus dem Geiste als Einheit von Vorstellung und Laut hervorbrechende Sprache, die sich wie eine platonische Idee verhaltende, in der Sprache realisierende Sprachidee ist eine mystische Vorstellung, die vor der nüchternen Betrachtung zerfließt.

Man kann, meint Humboldt, an den Naturinstinkt der Tiere erinnern und die Sprache einen intellektuellen Instinkt der Vernunft nennen (a. a. O. S. 52). Was ist an dieser Behauptung Wahres? Daß die Sprache so wenig als die abstrahierende Tätigkeit der Vernunft Produkt der Reflexion, Willkür und Absicht ist. Anderseits aber

besteht kein notwendiger Zusammenhang zwischen Laut und Vorstellung, und insofern hat die Sprache etwas Konventionelles, infolgedessen dieselbe Vorstellung durch verschiedene Laute, und verschiedene Vorstellungen durch den gleichen Laut ausgedrückt werden können. Man mag bezüglich gewisser Sprachmittel von einem dunklen Gefühle reden, wie wenn (pathognomisch) Organe (Nase, Mund) mit Hilfe ebenderselben Organe lautlich bezeichnet werden; deshalb aber die Sprache überhaupt als Werk eines intellektuellen Instinktes aufzufassen, dazu haben wir keinen Grund.

Jede besondere Sprache ist nach Humboldt das Resultat von drei verschiedenen zusammentreffenden Wirkungen, der realen Natur der Objekte, sofern sie den Eindruck auf das Gemüt hervorbringt, der subjektiven der Nation und der eigentümlichen der Sprache ... durch die Kraft, mit der alles einmal in sie Übergegangene ... nur in gewissen Grenzen der Analogie Fortbildung erlaubt (a. a. O. S. 60).

Der Vorzug der Sprachen voreinander kann vernünftigerweise nur in ihrer Angemessenheit zur Ideenentwicklung gesucht werden, daher die Menge der Formen durch Aufnahme von Nebenbestimmungen kein Beweis für die größere Vollkommenheit ist (Über die grammatischen Formen, a. a. O. S. 87).

Humboldt verwirft die Vorstellung, daß die verschiedenen Sprachen nur dieselbe Masse der unabhängigen Gegenstände und Begriffe mit anderen Schällen bezeichnen (S. 152 ff.).

Bevor die Sprachen durch Werke in die Folge der Zeiten eingreifen, geschieht dies durch Energien. Sorgfältig ist die im denkenden, empfindenden, handelnden Menschen lebendig mitwirkende Sprache von ihrer gewissermaßen toten und verkörperten Form zu scheiden (S. 157).

Zur Erklärung des Ausdruckes „Erscheinung“ bemerkt Steinthal, er sei bei Humboldt ein relativer Begriff, relativ zum „Ansich“ (ein von Humboldt nicht gebrauchter Ausdruck) und zur Idee. Sie ist Äußerung einer unbekannten Vernunft, in deren Reich (das Reich des Unendlichen) wir gefahrlos durch die Ideen treten (S. 159). Die Ideen „gelten uns als Äquivalente der Urkraft, als ihr Inhalt“ (a. a. O.).

Diese geistreich lautenden Aussprüche schwanken zwischen dem Idealismus der kritischen Philosophie und dem der ontologistischen und pantheistischen Systeme. Tief ist der Gedanke, daß die Sprache an die Urkraft angeknüpft sei. Sie ist dies aber durch die Vernunft, die sich ihr Werkzeug nach dem Maße der Begabung gestaltet und demgemäß von ihr günstige, förderliche oder ungünstige, hemmende Rückwirkungen empfängt. Angeknüpft ist sie nicht an eine unbestimmte „Urkraft", sondern an das erste Sein und die erste Intelligenz, deren Werk sowohl der erkennende Geist als auch die nach Ideen geschaffene, somit auch erkennbare Welt ist.

Hieraus ist zu ersehen, was wir von der Humboldtschen „Sprachidee" zu halten haben. Der Organismus verlangt, so sagt man uns, eine lenkende Kraft, die nicht nachzuweisen ist und doch gedacht werden muß, somit als Idee zu denken ist.[1] „Jede Sprache ist solch ein Organismus und ihre organisierende Kraft die Sprachidee, welche zur Urkraft führt."

Idee und Mechanik seien die treibenden Kräfte. Die große Individualität (!) ist von den Kräften der Natur nur in Gedanken zu sondern; in Wahrheit ist es ein und dieselbe Geisteskraft, die sich nur hin und wieder in gesteigerten Gestaltungen offenbart (S. 174).

„Die wirklichen Sprachen sind die wirklich gegebenen Annäherungen an die verschiedenen Seiten oder Prinzipien der Sprachidee, und darum setzt jede in ihrer Richtung die der anderen voraus und alle zusammen stellen die verschiedenen Seiten der Sprachidee dar" (S. 177). Diese Ansicht von der in den wirklichen Sprachen sich verwirklichenden „Sprachidee" erinnert zu lebhaft an die den Idealismus charakterisierende Annahme einer in den philosophischen Systemen sich verwirklichenden Idee der Wahrheit und des Wissens, als daß dieser Zusammenhang eines eingehenderen Nachweises bedürfte.

Idee, Genie, geistige Kraft sind nach Steinthal bei Humboldt gleichartige Ausdrücke (S. 181). Die Idee äußert sich in der Geisteskraft, was mit einem Nachdruck betont ist, daß in der Weise Spinozas die Planmäßigkeit, damit

---

[1] Die moderne Philosophie weiß mit dem tiefen philosophischen Begriff der substantiellen Form nichts anzufangen, daher ihr Schwanken zwischen Idee und — Atom.

aber auch die Idee als überflüssig sich ausschaltet. „Was von jeder Gattung wirklich ist, genügt auch zur Vollendung ihrer Idee. Also gerade im Walten der Idee ist keine Planmäßigkeit“ (S. 182). Gleichwohl dränge sie sich wieder vor, was zu Widersprüchen führe.

„Es ist kein leeres Wortspiel, äußert Humboldt (S. 189), wenn man die Sprache als in Selbsttätigkeit nur aus sich entspringend und göttlich frei, die Sprachen aber als gebunden und von den Nationen, denen sie angehören, abhängig darstellt.“

Statt dieser unklaren, überschwenglichen Ausdrucksweise werden wir besser sagen, die Sprache als solche entspringe aus den Tiefen der menschlichen Natur, die eine geistig-physische ist, sie sei φύσει, während die Sprachen, d. h. die konkreten Verbindungen von Gedanke und Laut vielfach auf der Willkür der Individuen beruhen, also θέσει seien, eben weil zwischen beiden kein notwendiger Zusammenhang besteht. Der wahre, bei Humboldt idealistisch gefärbte Gedanke besteht in der unbewußt wirksamen Abstraktionskraft des menschlichen Geistes, der die intellektuellen Vorstellungen entspringen, für welche die Sprache den artikulierten, mehr oder minder entsprechenden Laut bietet.

So sehr sich Humboldt gegen teleologische Vorstellungen verwahrt, vermag er doch die Betrachtungsweise nicht abzuweisen, welche der Sprache ein Streben zuschreibt, die Sprachidee in möglichster Vollkommenheit zu verwirklichen. „Wenn man die Sprachen genetisch als eine auf einen bestimmten Zweck gerichtete Geistesarbeit betrachtet, so fällt es von selbst in die Augen, daß dieser Zweck in minderem oder höherem Grade erreicht werden kann, ja es zeigen sich sogar die verschiedenen Hauptpunkte, in welchen diese Ungleichheit der Erreichung des Zweckes bestehen wird“ (S. 193).

Dem Genie untergeordnet sind Kultur und Zivilisation, ihm verwandt und den letzteren übergeordnet ist Bildung (S. 206). In der Anwendung auf die Sprache dienen als Beispiele das Chinesische und das Sanskrit. „Es ließe sich wohl hier ein allmählicher Fortgang von dem einen zum anderen denken. Wenn man aber das Wesen der Sprache überhaupt und dieser beiden insbesondere wahrhaft fühlt, wenn man bis zu dem Punkte der Verschmelzung des Gedankens mit dem Laute in beiden vordringt, so entdeckt

man in ihnen das von innen heraus schaffende „Prinzip ihres verschiedenen Organismus“ (S. 208).

Diese Durchdringung von Gedanken und Laut bildet den dunkeln Punkt in Humboldts Sprachphilosophie. Sie ist ebenso unmöglich wie eine Durchdringung der sinnlichen und intellektuellen Vorstellung. Begriff und Phantasma sind wesentlich verschieden, obgleich der erstere aus dem letzteren abstrahiert ist. Ja, wie bemerkt wurde, Gedanke und Laut stehen überhaupt in keinem inneren, notwendigen Zusammenhange. Die Sprachen aber erreichen, in ihrem spezifischen Wesen — soweit man von einem solchen reden kann, — mit verschiedenen Mitteln ein und dasselbe Ziel, Gedankenausdruck und Gedankenmitteilung. Dabei ist nicht zu leugnen, daß dieser Zweck je nach der Vollkommenheit des Werkzeugs mit größerer oder geringerer Leichtigkeit und Sicherheit erreicht werden kann.

Als Gesichtspunkte, nach denen die Vollkommenheit einer Sprache zu beurteilen ist, gelten die folgenden: „ob und inwieweit sie die Deutlichkeit und richtige Anordnung der Begriffe befördert oder ihr Schwierigkeiten in den Weg legt? Den aus der Weltansicht in die Sprache übergegangenen Vorstellungen die ihnen beiwohnende sinnliche Anschaulichkeit erhält? Durch den Wohllaut ihrer Töne harmonisch und besänftigend, und wieder energisch und erhebend auf die Empfindung und Gesinnung einwirkt?“ (S. 212.)

Den Einfluß des von Spinoza, Fichte usw. vertretenen extremen Realismus, der die allgemeinen Begriffe hypostasiert, zeigen die Worte: „Mir ... scheint das Wesen der Sprache verkannt . . ., wenn man das Menschengeschlecht als zahllose zu einer Gattung gehörende Naturen und nicht vielmehr als eine in zahllose Individuen zerspaltene betrachtet, eine Ansicht, zu der man auch in ganz anderen Beziehungen, als in der der Sprache, und von ganz anderen Punkten aus gelangt“ (S. 219).

Wie die Menschheit im ganzen, so betrachtet Humboldt auch die Nation als eines Wesens. Zur Erklärung des Nationalcharakters genügt ihm nicht die gemeinschaftliche Abstammung, gemeinsames Leben, Schicksale, Interessen: „Die Nation ist ein Wesen sowohl als der einzelne“ (S. 227). „Die Sprache lebt und webt in der Nationalität, und das Geheimnisvolle ihres Wesens zeigt sich gerade darin vorzüglich, daß sie aus der scheinbar verwirrten

Masse von Individualitäten hervorgeht, unter welchen keine sich gerade auszuzeichnen braucht. Sie erhält ihre ganze Form aus diesem dunklen Naturwirken bewußtlos zusammenstimmender Anlagen, da, was aus einzelner, noch so richtig berechneter Absicht hervorgeht, sie in sichtbarer Ohnmacht nur gleichsam umspielt" (S. 230).

Der Abschnitt über Humboldts Verhältnis zu Kant (von Steinthal) befaßt sich nicht direkt mit der Auffassung der Sprache. Über Humboldts Tugendbegriff lesen wir: „Es ist unleugbar ein höherer Grad von Tugend, wenn die Ausübung der Pflicht selbst zur Gewohnheit wird, wenn sie in das Wesen der sonst entgegenstrebenden Neigungen übergeht und nicht jede pflichtmäßige Handlung eines neuen Kampfes bedarf" (S. 234 f.) „Allerdings ist der uneigennützige Trieb im Menschen ein göttlicher Trieb . . . Trieb ist er nur insofern, als das Göttliche eines Körpers bedarf, um im Menschen zu wohnen" (a. a. O.). Steinthal fügt hinzu: „Da der Trieb hiermit sinnlich bedingt wird, so kann er nicht Grundlage der Ethik sein", womit Jakobis Gründung der Ethik auf einen Trieb der Uneigennützigkeit schon verurteilt sei (S. 235). Humboldt halte sich innerhalb der von Kant gezogenen Grenzen, da seine „Freiheit", seine „Ideen", sein „Plan der Weltregierung", seine „Genies" durchaus ein Noumenon im negativen Verstande seien (S. 238 f.).

Wenden wir uns wieder der Sprache zu, so ist sie nach Humboldt Schöpfung der Nation. „Das Dasein der Sprachen beweist, daß es auch geistige Schöpfungen gibt, welche ganz und gar nicht von einem Individuum aus auf die übrigen übergehen, sondern nur aus der gleichzeitigen Selbsttätigkeit aller hervorbrechen können. In den Sprachen also sind, da dieselben immer nationelle Form haben, Nationen, als solche, eigentlich und unmittelbar schöpferisch" (S. 245).

Für die Erklärung der Sprache werden von Humboldt (nach Steinthal) drei Standpunkte gezeichnet (sic!), „die sich durch die Ansicht von dem Verhältnis zwischen Sprache und Geist unterscheiden und die alle drei zulässig sind, von denen jede zur rechten Zeit geltend zu machen ist. Es kann zuerst die Sprache als vom Geiste gewirkt genommen werden. Zweitens kann die Sprache in ihrer schöpferischen Selbständigkeit erfaßt werden. Die dritte Ansicht aber, welche die volle Wahrheit enthalten

würde, wenn sie aufgeklärt werden könnte (was dem menschlicheu Geiste unmöglich ist), erfaßt die Sprache in der idealen Totalität des Geistes als identisch mit ihm" (S. 252).

Von diesen drei Standpunkten ist der dritte, monistische abzulehnen. Die zugegebene Unmöglichkeit hat ihren Grund nicht in der Erhabenheit, sondern in der Unnatur desselben. Wie der Eleate sich genötigt sieht, zur Erklärung der Vielheit von der Abstraktion seines bewegungslosen Seins abzugehen, so sieht sich der Sprachphilosoph gezwungen, Geist und Sprache zu unterscheiden und die letztere als das Werkzeug des Geistes aufzufassen, das jedoch nur insofern auf „Selbständigkeit" Anspruch erheben kann, als jedes Werkzeug eine ihm eigentümliche Beschaffenheit besitzt, durch die es einerseits zum Gebrauche geeignet erscheint, anderseits aber auch demselben Hindernisse und Beschränkungen aufzuerlegen vermag.

Aus den Stellen, woraus Steinthal schöpft, führen wir an: „Wie sie (Geist und Sprache) in Wahrheit miteinander in einer und ebenderselben, unseren Begriffen unzugänglichen Quelle zusammenkommen, bleibt uns unerklärlich verborgen. Ohne aber über die Priorität der einen oder anderen entscheiden zu wollen, müssen wir als das reale Erklärungsprinzip und als den wahren Bestimmungsgrund die geistige Kraft der Nationen ansehen, weil sie allein lebendig selbständig vor uns steht, die Sprache dagegen nur an ihr haftet. Denn insofern sich auch diese uns in ihrer schöpferischen Selbständigkeit offenbart, verliert sie sich über das Gebiet der Erscheinungen hinaus in ein ideales Wesen" (S. 254).

Einer der bedeutungsvollsten Begriffe der Humboldtschen Sprachwissenschaft ist der der Form. Form ist nach Humboldt (wie Steinthal erklärt, S. 256), was aus Teilen ein Ganzes macht, was eins an das andere knüpft, mag es sich um Ruhendes oder Bewegtes oder um bloße Bewegung, Tätigkeit handeln. „Die Sprachform kann bedeuten: die Form, welche eben die Sprache ist, und welche einem geistigen Inhalt angebildet wird; oder aber die Form, welche der Sprache angebildet ist und welche entweder als Prinzip die Spracharbeit leitet und die Einzelheiten derselben formt, oder welche als Ergebnis dieser Arbeit ihren Einzelheiten aufgedrückt ist, d. h.

die Gesetzmäßigkeit der bildenden Tätigkeit oder der durch letztere gebildeten Elemente" (S. 258).

„Die Sprache, in ihrem wirklichen Wesen aufgefaßt, ist etwas beständig und in jedem Augenblicke Vorübergehendes ... Ihre wahre Definition kann daher nur eine genetische sein. Sie ist nämlich die sich ewig wiederholende Arbeit des Geistes, den artikulierten Laut zum Ausdruck des Gedankens fähig zu machen" (S. 263). „Das in dieser Arbeit des Geistes, den artikulierten Laut zum Gedankenausdruck zu erheben, liegende Beständige und Gleichförmige, so vollständig als möglich, in seinem Zusammenhange aufgefaßt und systematisch dargestellt, macht die Form der Sprache aus" (S. 264).

„Der Begriff der Form der Sprachen dehnt sich weit über die Regeln der Redeführung und selbst über die der Wortbildung hinaus, insofern man unter der letzteren die Anwendung gewisser allgemeiner logischer Kategorien des Wirkens, des Gewirkten, der Substanz, der Eigenschaft usw. auf die Wurzeln und Grundwörter versteht. Er ist ganz eigentlich auf die Bildung der Grundwörter selbst anwendbar" (S. 267).

„Die Sprache ist insofern das bildende Organ des Gedankens, d. h. das Organ, durch welches der Gedanke gebildet wird, als der Laut nicht nur nötig ist, um jenen hörbar zu machen, sondern auch als er zur Bildung des Begriffs im Bewußtsein selbst erforderlich ist, wodurch Gedanke und Laut Eins werden — Eins, aber nicht identisch" (Steinthal in der Einleitung zu § 9 der Humboldtschen Schrift über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaus. Die sprachwiss. WW. S. 273).

Steinthal findet, die Darstellung des Denkprozesses bei Humboldt leide durch die Kürze und davon, daß nur der Prozeß bei sinnlichen Wahrnehmungen berücksichtigt werde. Es fehle außer dem Vorgange des Denkens (des Urteilens und Schließens) auch die Bildung der Abstrakta (S. 274).

Halten wir hier für einen Augenblick in der Darstellung der Humboldtschen Auffassung des Verhältnisses von Geist und Sprache inne und fragen wir, wie die beiden großen Vertreter der sokratischen Schule über die Sache dachten, so berichtet uns derselbe Steinthal, daß Platon und Aristoteles gemeinsam lehrten, die Namen (ὀνόματα) seien durchweg nicht φύσει; die Sprache sei Zeichen für die Erregungen der Seele, die ihrerseits

überall dieselben seien wie die Dinge, was nicht von den Lauten und den Buchstaben gelte. Die Sprache sei daher auch nicht ein ὄργανον der Erkenntnis der Dinge, d. h. kein natürliches (wie Steinthal mit Recht erklärend beifügt) Werkzeug.

In einem Punkte sei eine Verschiedenheit zwischen Aristoteles und Platon zuzugestehen, nämlich rücksichtlich der Onomatopöie. „Jener behauptet entschiedener, daß die Laute nicht schon von selbst die Bedeutung, die Vorstellung in sich tragen, sondern daß erst das Denken sich die Laute als Zeichen anzueignen hat. Ein Laut ist nicht durch sich selbst Wort, sondern wird es erst, wenn er vom Menschen als Zeichen verwendet wird. ‚Die unartikulierten Laute der Tiere, auch die Interjektionen der Menschen bedeuten wohl etwas, ohne aber Wörter zu sein' . . . Daß aber und wie ein Laut zum Zeichen wird, ist etwas ganz Subjektives, für den Laut Zufälliges" (Steinthal, Geschichte der Sprachwiss. S. 182 f.).

Erinnern wir uns, daß auch Humboldt, durch die Macht der Sache selbst bestimmt, von einer Verteilung der Laute unter die Begriffe spricht, so werden wir hierin eine unwillkürliche Bestätigung der von Aristoteles vorgetragenen Auffassung erkennen.

Die Sprache ist ein künstliches Werkzeug zur Gedankenmitteilung, Humboldt aber betrachtet sie, wie wir sahen, als bildendes Organ des Gedankens. Die Vorstellung erlange „volle Objektivität" durch den Laut, ohne welche Objektivität der Begriff nicht gebildet werden, keine Klarheit und Deutlichkeit erlangen könne (S. 274).

Im Verstehen, in der Wechselrede sieht Humboldt den Beweis für die Einheit der Individuen (a. a. O.). Ohne Verbindung mit dem Sprachlaute könne die Vorstellung nicht zum Begriff werden (S. 278).

Ohne die, wo Sprache mitwirkt, auch stillschweigend immer vorgehende Versetzung in zum Subjekt zurückkehrende Objektivität ist die Bildung des Begriffes, mithin alles wahre Denken unmöglich (S. 281). „Alles Sprechen, von dem einfachsten an, ist ein Anknüpfen des einfach Empfundenen an die gemeinsame Natur der Menschheit" (S. 283). Was hier Humboldt der Sprache zuschreibt, ist vielmehr ein Attribut des Denkens, das aus der spezifisch identischen Natur der menschlichen Individuen hervorgeht. Das Gedankenbild, wie der ihm entsprechende

Gegenstand, ist φύσει, dagegen seine Verbindung mit dem Laut oder dem Lautbild θέσει.

Wie in der sinnlichen Vorstellung, aus welcher der Begriff abstrahiert ist, eine natürliche und notwendige Stütze, so mag man auch im Lautbild eine solche künstliche erblicken, wodurch jedoch keineswegs die Deutlichkeit bewirkt wird; denn wo sie dem Begriffe (der intellektuellen Vorstellung) fehlt, kann auch der Laut sie ihr nicht geben.

Das Wort ist nicht ein Ausdruck des Gegenstandes an sich, sondern des von diesem in der Seele erzeugten Bildes, was in gewissem Sinne richtig ist, ohne daß die daraus gezogene subjektivistische Folgerung zutrifft. „Da aller objektiven Wahrnehmung unvermeidlich Subjektivität beigemischt ist, so kann man, schon unabhängig von der Sprache, jede menschliche Individualität als einen eigenen Standpunkt der Weltansicht betrachten. Sie wird aber noch viel mehr dazu durch die Sprache, da das Wort sich der Sache gegenüber auch wieder . . . mit einem Zusatz von Selbstbedeutung zum Objekt macht und eine Eigentümlichkeit hinzubringt“ (S. 287 f.). In dieser Äußerung sind Mittel und Terminus verwechselt; ein bedeutungsvoller Laut kann allerdings zur Bezeichnung eines Gegenstandes als Etymon verwendet werden, wie z. B. die Wurzel „man“ zu der des Menschen; die Absicht aber geht auf den vollen Begriff selbst mit all seinen implicite in ihm enthaltenen Merkmalen.

Schroff drückt die naturalistische Auffassung Humboldts der Ausspruch aus: „Der Mensch als Tiergattung (?) ist ein singendes Geschöpf, aber Gedanken mit Tönen verbindend“ (S. 289).

„Alles Verstehen ist . . . immer zugleich ein Nichtverstehen, alle Übereinstimmung in Gedanken und Gefühlen zugleich ein Auseinandergehen“ (S. 295). „Ohne daß sich angeben ließe, wie dies zugeht, brechen aus jedem Volke gerade die artikulierten Laute, und in derjenigen Beziehung aufeinander hervor, welche und wie sie das Sprachsystem desselben erfordert“ (S. 303).

„Man kann die Sprache mit einem ungeheueren Gewebe vergleichen, in dem jeder Teil mit dem anderen und alle mit dem Ganzen in mehr oder weniger deutlich erkennbarem Zusammenhange stehen. Der Mensch berührt im Sprechen, von welchen Beziehungen man ausgehen

mag, immer nur einen abgesonderten Teil dieses Gewebes, tut dies aber instinktartig immer dergestalt, als wären ihm zugleich alle, mit welchen jeder einzelne notwendig in Übereinstimmung stehen muß, im gleichen Augenblick gegenwärtig" (S. 308).

Mit dieser Auffassung mutet Humboldt dem menschlichen Geiste Unmögliches zu. Würde die Sprache wie der Gesang der Vögel aus dem Innern hervorgehen, so bedürfte es keines Erlernens der Sprache, das im Kinde nur deshalb mit so überraschender Schnelligkeit vor sich geht, weil seine ganze Gedächtnis- und Verstandestätigkeit darauf gerichtet ist. Die Rolle, die hierbei die Analogie spielt, sowie die Verstöße gegen den usus tyrannus, zu dem sie nicht selten führt, sei nur angedeutet.

„Die äußeren, zu allen Sinnen zugleich sprechenden Gegenstände und die inneren Bewegungen des Gemüts bloß durch Eindrücke auf das Ohr darzustellen, ist eine im einzelnen großenteils unerklärbare Operation. Daß Zusammenhang zwischen dem Laute und dessen Bedeutung vorhanden ist, scheint gewiß, die Beschaffenheit dieses Zusammenhangs aber läßt sich selten vollständig angeben, oft nur ahnden und noch viel öfter gar nicht erraten" (S. 322).

Bleibt man bei den einzelnen Wörtern stehen, so kann man eine dreifache Bezeichnung der Begriffe unterscheiden: die unmittelbar nachahmende, die sich nach und nach in der fortschreitenden Ausbildung der Sprache verliert (S. 322). Eine andere ist die symbolische (z. B. sanskrit. lî, schmelzen), die unstreitig auf die primitive Wortbezeichnung eine große, vielleicht ausschließliche Herrschaft ausgeübt hat (S. 323). Hiermit verwandt ist die oben erwähnte, auf einen engen Kreis beschränkte pathognonische (Mund, Nase, Hauch).[1]

Die dritte ist die analogische, von allen die fruchtbarste; sie ist Bezeichnung der Lautähnlichkeit nach der Verwandtschaft der zu bezeichnenden Begriffe. In seiner Erklärung bemerkt Steinthal, Analogie solle bedeuten, daß, wo verwandte Begriffe gegeben sind, diese auch mit verwandten Lauten bezeichnet werden, ohne daß es auf den Charakter der Laute an sich ankäme (S. 324).

[1] S. Kaulen, Die Sprachverwirrung zu Babel S. 76 f. (mit Berufung auf Steinthal).

Steinthal vermißt ein Beispiel; das einzige ursprünglich verwendete: Gischt, Geist habe Humboldt gestrichen, nach seiner Ansicht schwebten Humboldt Fälle vor, wie froh, frei, Freund usw. (S. 326).

Neben dem Begriff der „inneren Sprachform" spielt in Humboldts Sprachphilosophie eine Rolle der Artikulationssinn, der nach Steinthal nicht auf die Bedeutsamkeit des Lautes überhaupt, sondern auf eine bestimmte Bedeutung geht (S. 328). Er wendet bald die nachahmende, bald die symbolische, bald die analogische Methode an (S. 329).

Wiederholt vernehmen wir, daß die Sprache, wie es aus ihrer Natur selbst hervorgehe, der Seele in ihrer Totalität gegenwärtig sei, d. h. jedes einzelne in ihr sich so verhalte, „daß es anderem, noch nicht deutlich gewordenen, und einem durch die Summe der Erscheinungen und die Gesetze des Geistes gegebenen oder vielmehr zu schaffen möglichen Ganzen entspricht" (S. 333).

Soll mit diesen Worten gesagt sein, daß die Sprache, inhaltlich genommen, eine Weltanschauung enthalte, und, wie man die Humboldtsche Auffassung weiter ausspann, eine Ansicht über Gott und Welt widerspiegle, z. B. das Sanskrit eine pantheistische, das Hebräische eine theistische, das Chinesische eine atheistische, so ist dies zweifellos unrichtig. Dagegen ist nicht zu bestreiten, daß z. B. die Behandlung des Satzes für die Gesamtheit einer Sprache charakteristisch ist, sowie daß sich in dieser der Charakter des Volksstammes, dem sie ihre Bildung verdankt, widerspiegle, z. B. die Innerlichkeit und der zur Symbolik geneigte Zug des Semiten in der Verwendung der Vokale zur Wortbildung und Flexion, sowie die intellektuelle und künstlerische Begabung des Griechen in der plastischen Wortbildung und in der wundervollen Ausgestaltung der Periode.

Humboldt fragt: Was sich eigentlich die Seele bei dem Worte sinnlich vorstellt? Ob den Gegenstand im ganzen? Oder die in dem Worte davon aufgefaßten Eigenschaften? (Also den Inhalt der inneren Form des Wortes. Steinthal.) Oder etwas dem durch das Wort erregten Gefühle entsprechendes Unbestimmtes? (S. 339 f. Anm.) In dem Sanskritwort für Elefant: der Zweizahnige, ist die Vorstellung: zweizahnig das Gedankenelement oder die innere Form des Wortes, womit das ideale Objekt,

d. h. der Begriff: Elefant, erfaßt, d. h. vorgestellt wird (S. 340 Anm.).

Diese für das Verständnis der Sprache, ihrer Natur und Absicht höchst wichtige Unterscheidung ist kaum je mit klarerer Erkenntnis und größerer Bestimmtheit ausgesprochen worden als von Thomas von Aquin. Von den zahlreichen Stellen, in denen der große Denker auf diesen Punkt zu reden kommt, führen wir folgende an: „Es ist nicht immer dasselbe das, wovon ein Name zur Bezeichnung angewendet wird, und dasjenige, zu dessen Bezeichnung dies geschieht. Wie wir nämlich die Substanz einer Sache aus den Eigenschaften oder Operationen erkennen, so benennen wir ihre Substanz zuweilen von irgend einer Operation oder Eigenschaft, wie wir die Substanz des Steines — lapis — von einer Aktion desselben — quia laedit pedem — benennen. Jedoch dieser Name ist nicht beigelegt zur Bezeichnung dieser Aktion, sondern zu der der Substanz des Steines.“[1]

Die Vorstellung des Gegenstandes selbst — fährt Steinthal erklärend fort — (das ideale Objekt) ist von derjenigen zu unterscheiden, welche das Wort seiner Bildung und Entstehung nach von ihm gibt (von der inneren Sprachform). Subjektiv bleibe die Art, wie das Objekt aufgefaßt oder vorgestellt werde. Das eine Volk oder Individuum sei (zur Bezeichnung des Elefanten) von der Zweizahnigkeit, das andere vom Rüssel, das dritte von der Art zu trinken getroffen (a. a. O. S. 341 Anm.).[2]

Der ideelle Teil ist in der Sprache im allgemeinen überall gleich; aber auch in diesem, dem „bloß von den Verknüpfungen des Verstandes abhängigen Teile finden sich Verschiedenheiten, die aber alsdann fast immer aus unrichtigen oder mangelhaften Kombinationen herrühren“ (So Humboldt a. a. O. S. 353).

Diese Äußerung dürfte beweisen, daß Steinthals Ansicht, den verschiedenen Grammatiken entsprächen ebenso viele „Logiken“, von Humboldt nicht geteilt wird.

Die wahre Natur des Verbums sieht Humboldt, wie

---

[1] Summa Theol. p. I. qu. XIII art. VIII c. Das gewählte Beispiel ist für die Sache selbst gleichgültig.

[2] Als Beispiel für die Unterscheidung des Objektes von dem sprachlich zur Bezeichnung desselben gewählten Merkmale diene das Sanskritwort dviǵa, zweimal geboren, das Brahmane und Vogel bedeuten kann.

uns bereits bekannt, in der reinen Synthesis des Seins mit dem Begriff (S. 355).

„Bei allem geistigen Tun des Menschen, auch bei dem mit klarer Absicht und Reflexion unternommenen, um wie viel mehr bei instinktivem Schaffen des Geistes mischen sich in die Wirksamkeit der notwendigen Kraft rein mechanisch, ungewollt und gegen den Willen und besseres Wissen auch andere Kräfte, welche bald mit jener in derselben Richtung wirkend sie verstärken, bald ihr entgegen arbeitend sie ablenken und schwächen" (Steinthal a. a. O. S. 364).

Mit diesen Worten glaubt Steinthal die prinzipielle Rechtfertigung von Humboldts „Betrachtung" ausgedrückt zu haben.

Über den ästhetischen Gesichtspunkt spricht sich Humboldt dahin aus, daß die künstlerische Schönheit der Sprache ihr nicht als ein zufälliger Schmuck verliehen werde; „sie ist gerade im Gegenteil eine in sich notwendige Folge ihres übrigen Wesens, ein untrüglicher Prüfstein ihrer inneren allgemeinen Vollendung" (S. 371).

Näher der Wahrheit kommen folgende Aussprüche über das Verhältnis von Begriff und Laut: „Die Bezeichnung des Begriffs durch den Laut ist eine Verknüpfung von Dingen, deren Natur sich wahrhaft niemals vereinigen kann" (S. 375). „Sie (die Seele) muß das Wort mehr wie einen Anhaltspunkt ihrer inneren Tätigkeit behandeln, als sich in seinen Grenzen gefangen halten lassen" (a. a. O.). Die Verschiedenheit von Begriff und Laut erfordere daher ein vermittelndes Drittes: „Die Verbindung der verschiedenartigen Natur des Begriffs und des Lautes fordert, auch ganz abgesehen vom körperlichen Klange des letzteren und bloß von der Vorstellung selbst, die Vermittlung beider durch ein Drittes, in dem sie zusammentreffen können. Dies Vermittelnde ist nun allemal sinnlicher Natur, wie in Vernunft die Vorstellung des Nehmens, in Verstand die des Stehens, in Blüte die des Hervorquellens liegt" (S. 376). Daraus ergibt sich eine dreifache Verkettung der durch dieses Mittelglied verbundenen Reihen der Begriffe und Laute: „Seine Einheit (d. i. die des Wortvorrats) beruht auf dem durch die Verwandtschaft der Begriffe geleiteten Zusammenhange der vermittelnden Anschauungen und der Laute" (S. 378).

Benfey (Geschichte der Sprachwissenschaft S. 521 f.)

entwirft von der Humboldtschen Sprachphilosophie folgende Charakteristik: „Wilhelm von Humboldt, dessen geistige Entwicklung ungefähr in die Mitte der beiden Richtungen (auf das Allgemeine oder Individuelle) fällt, deren eine das vorige, die andere das jetzige (d. i. 19.) Jahrhundert vorzugsweise beherrscht, — dort die philosophische, speziell kantische, vorwaltend subjektive, aprioristische, hier die historische, objektive — spiegelt in seinen Schriften nicht selten unbewußt den Kampf zurück, in welchen beide geraten waren. Obgleich die historische Richtung, welche in der Sprachforschung die herrschende war, nicht verfehlen konnte, ihren gewaltigen Einfluß auf ihn geltend zu machen, er selbst auch das Bedürfnis fühlt, beide miteinander zu vereinigen, so war sie doch nicht stark genug, die philosophische Betrachtungsweise, in welcher er herangebildet war, vollständig umzugestalten; diese bildet, wo sich beide Richtungen in ihm begegnen, gewissermaßen die Kette, die historische den Einschlag seiner wissenschaftlichen Gewebe, und manche seiner Widersprüche, Dunkelheiten und irrigen Annahmen beruhen nicht am wenigsten darauf, daß beide Richtungen, bei ihrer Anwendung, in mancher Beziehung unvermittelte disharmonische Gegensätze bleiben, deren Unverträglichkeit er selbst sich nicht klar bewußt war.“

Neben Humboldt verdient ein anderer geistvoller Schriftsteller, der in der Geschichte der neueren Sprachwissenschaft eine hervorragende Stelle beansprucht, genannt zu werden. F. v. Schlegel ist zunächst durch seine epochemachende Schrift über die Sprache und Weisheit der Inder, in welcher er mit genialem Blicke eine Reihe verwandter Sprachen unter dem gemeinsamen Titel „indogermanisch“ zusammenfaßte, bekannt, während seine Stellung als Sprachphilosoph weniger gewürdigt erscheint.

Der oben angeführte Benfey rühmt an F. v. Schlegel den philosophischen Tiefsinn, der ihn nicht bei oberflächlicher Betrachtung des Spiels der Kräfte stehen bleiben ließ, sondern tiefer und tiefer zur Aufsuchung des Zentrums derselben trieb. Dabei war Schlegel „eine leicht bewegliche, nach den verschiedensten Seiten hin mit der Gesamtfülle eines ungewöhnlich großen ebensowohl analytischen als synthetischen Talents zu wirken befähigte Natur, feurig, enthusiastisch, aller Tiefen seiner Muttersprache mächtig, schien er vom Schicksal bestimmt zu sein,

gleichmäßig ein Muster tiefster Forschung, vollendetster Erkenntnis und wirksamster, zugleich glänzendster Darstellung auf deutschem Boden werden zu sollen.“ Wenn er trotzdem diese Höhe nicht erreichte, so trugen Hindernisse schuld, die teils in inneren, teils in äußeren Verhältnissen gelegen sind. In der Bedeutung, die Schlegel auf den formativen Charakter einer Sprache legt, sieht Benfey einen höchst bedeutenden Gedanken, welcher der Keim geblieben sei, an welchen sich fast alle bisherigen Klassifikationsversuche angeschlossen haben (Benfey a. a. O. S. 359 ff.).

Was nun F. von Schlegels Auffassung vom Wesen und Ursprung der Sprache betrifft, so zeigt sich darin nicht, wie in der W. v. Humboldts, ein Einfluß der pantheistisch-idealistischen und kritischen Systeme, vielmehr ist man geneigt, an Jakobis Glaubensphilosophie sowohl als an Schellings Abfalltheorie zu denken, wenn nicht vielmehr an theologische Lehren zu erinnern sein möchte, an solche von einem ursprünglichen, paradiesischen Zustande, in welchem der im tatsächlichen Zustande bestehende mannigfache Widerstreit der Kräfte in einer höheren Harmonie aufgehoben war. Zwar läßt sich nach der orthodoxen Auffassung jener Zustand der Harmonie (status integritatis) nicht mit voller Gewißheit (weil seinem Ursprung nach übernatürlich) erschließen: gleichwohl spricht ein gewisser Grad von Wahrscheinlichkeit dafür, daß Gott den Menschen in einem vollkommeneren Zustand, als der gegenwärtige ist, erschuf. Legt man die Worte F. v. Schlegels in diesem Sinne aus, so kann ihnen Berechtigung nicht abgesprochen werden, obwohl eine ungünstige Deutung der Annahme, Gottes Dasein sei viel mehr Gegenstand der Erfahrung als denkender Vermittelung, nahe liegt.

Vernehmen wir Schlegel selbst. Es sei, bemerkt er, die Ansicht und Meinung aller alten Völker der Vorzeit gewesen, daß der Mensch gleich von Anfang aus seiner ursprünglichen Harmonie heraus in den Zwiespalt gefallen oder von der Einheit abgewichen, daß er von seiner ersten und ihm anerschaffenen hohen Würde um viele Stufen tief und immer tiefer herabgesunken ist. (Phil. Vorles. insbs. über Phil. d. Sprache u. d. Wortes. WW. 15. Bd. S. 25 f.)

Aufgabe der Philosophie sei es, die Wege der Rückkehr zu der verlorenen Harmonie auszukundschaften und

den vierfachen Zwiespalt der vier Hauptvermögen, Verstand und Wille, Vernunft und Phantasie, aufzuheben (a. a. O. S. 26 ff.). „Die Rückkehr aus jenem vierfach zersplitterten und gebundenen oder zerteilten Bewußtsein in das lebendige dreifache oder dreieinige Bewußtsein (nämlich die in der Liebe wieder vereinigte Seele, der in der Kraft des konsequenten Lebens neuerwachte Geist, der innere Sinn für das Höhere und Göttliche) ist der Anfang der lebendigen Philosophie" (S. 31 f.).

Wie hier ein besonderes Vermögen für das Höhere und Göttliche angenommen erscheint, so deutet auf einen substanziellen Trichotomismus die Unterscheidung von Leib, Seele und Geist, wovon gesagt wird, es sei „hier der Zwiespalt und Widerstreit zwischen dem höheren, inneren, geistigen Prinzip oder Dasein und der Außenwelt, zu der eigentlich auch die Sinnlichkeit in uns gehört, nicht ausgeschlossen" (S. 33).

Was die beiden „Vermögen": Verstand und Vernunft betrifft, so bekennt sich F. v. Schlegel zu dem älteren Sprachgebrauch eines Meister Eckart, demzufolge Verstand dem „intellectus", Vernunft der „ratio" entspricht, verbindet aber mit dem ersteren Ausdruck den Begriff nicht bloß der unmittelbar erkennenden Funktion des einen höheren Erkenntnisvermögens, sondern den eines anschauenden Vermögens (S. 41).

Wir vernahmen soeben, daß unser Sprachphilosoph drei Anknüpfungspunkte und Formen einer wiederhergestellten Harmonie unterscheidet: erstens die Charakterfestigkeit eines konsequenten Wollens, Denkens und Handelns, zweitens das wahre Kunstgenie, drittens eine uneigennützige, starke Liebe (S. 49). Hier nun ist die Stelle, die Schlegel der Sprache anweist. „Es gibt noch ein anderes, großes und viel umfassendes, selbst in dem äußeren wirklichen Leben und in der geschichtlichen Erfahrung, als ein solches hervortretendes Phänomen, welches mit in die Reihe dieser Verbindungselemente oder Vereinigungsprinzipien des sonst geteilten Bewußtseins gehört; und dies ist die wunderbar mannigfaltige und doch so kunstreich geordnete Menschensprache. Sie ist ein lebendiges Produkt des ganzen inneren Menschen, und alle sonst getrennten Geisteskräfte und Seelenvermögen haben, jedes in seiner Art, ihren vollen Anteil an diesem gemeinsamen Erzeugnis, wenngleich noch manche Spur der inneren Zerstückung

darin äußerlich sichtbar bleibt und eine vollkommene Harmonie des vollständig ganzen und lebendig zusammenwirkenden Bewußtseins auch hier nur als seltene Ausnahme in den höchsten Hervorbringungen des dichtenden oder wie sonst immer in der Rede und Sprache sich kundgebenden Kunstgenies und meistens auch hier nur in den ausgezeichnet hellsten Punkten und in einzelnen glücklichen Lichtmomenten derselben gefunden wird" (S. 50).

Obgleich in diesen Worten sowie in der folgenden Ausführung nicht genügend unterschieden ist, was der Sprache selbst angehört und was den dichterischen und rednerischen Gebrauch derselben betrifft, so ist doch der Gedanke vollkommen zutreffend, daß in der Sprache, außer dem Intellekt und der Phantasie, auch Charakter und Gefühl (das letztere im Accent) zum Ausdrucke gelangen.

Der oben angedeutete glaubensphilosophische Standpunkt tritt in den Bemerkungen über Gott als Erfahrungsobjekt zutage. „Wenn das gesamte Menschengeschlecht niemals etwas von Gott in Erfahrung gebracht hätte, wenn der Mensch überhaupt Gott zu erfahren nicht fähig wäre, was könnte er dann von ihm wissen? Ein solches Wissen ohne alle Erfahrung wäre ja doch nur ein selbstgemachtes des eigenen Ich, eine innere Einbildung und bloßer Widerschein der Vernunft und inneren Nichtigkeit; und es möchte auf solchem Wege ein bloß idealistischer Begriff von Gott oder wenigstens der Zweifel, daß er nichts als ein solcher sei, schwer abzuwenden sein" (S. 57).

Mag man diese Worte im ontologistischen oder traditionalistischen Sinne verstehen, in jedem Falle wird man bedauern, daß dem geistvollen Romantiker die Erkenntnistheorie des hl. Thomas unbekannt geblieben ist, aus der er hätte lernen können, daß ein Wissen von Gott auch ohne Erfahrung nicht notwendig idealistisch zu denken sei, daß aber auch die Menschheit ursprünglich auf diesen Weg nach wahrscheinlicher Annahme nicht angewiesen war, vielmehr eine ursprüngliche Offenbarung und traditionelle Fortpflanzung der Gotteserkenntnis, also, wenn man will, eine gewisse Erfahrung anzunehmen sei.

Schlegel verwirft die Annahme eines Ursprungs der Sprache aus Naturlauten oder aus mechanischer Schallnachahmung, wiewohl sie „zur Entwicklung der Sprache mitgewirkt haben", und läßt die Sprache nicht „stückweise, sondern aus dem vollen Innern und lebendigen

Bewußtsein . . . mehr mit einem Male als eine Erfindung im ganzen" hervorgehen, hierin mit W. v. Humboldt übereinstimmend, der ebenfalls auf eine Zeit rekurriert, in welcher sich die schöpferische Kraft auf die Erzeugung der Sprache konzentrierte.

Was die Weiterbildung Humboldtscher Ideen betrifft, so käme vor allem der oft genannte Steinthal inbetracht, der unter dem Einflusse der Herbartschen Philosophie die von Humboldt hervorgehobene Verschiedenheit des Sprachbaues, die auf die geistige Entwicklung fördernd oder hindernd einwirke, zu einer Verschiedenheit der Logiken steigerte, im übrigen aber inbezug auf „Charakteristik der Sprachtypen" in Humboldts Fußstapfen trat. Dagegen wollen wir unser Augenmerk auf den neuesten „Philosophen" der Sprache richten, dessen philosophische Gewährsmänner nicht mehr Kant, resp. Spinoza, auch nicht Herbart sind, der vielmehr in den Geleisen der Positivisten und Sensualisten wandelt: auf den dreibändigen Sprachkritiker Fr. Mauthner, den unsere Leser bereits von der wenigst günstigen Seite kennen gelernt haben, der jedoch, wo es sich nicht um Philosophie handelt, immerhin noch vernünftig über Sprache und Sprachtheorie zu reden weiß.[1]

Über F. v. Schlegels Schrift: Über die Sprache und Weisheit der Inder schreibt Mauthner (Krit. d. Sp. II. S. 52): „Das kleine Werk gilt mit Recht als epochemachend, wenn man jedes Aperçu in jeder Disziplin für den Anfang einer Epoche hält. Die heutigen Sanskritisten lächeln über die zahlreichen Irrtümer des Meisters, der in Deutschland ihre Wissenschaft begründet hat: sie deuten Schlegels Ausspruch, daß Sanskrit die Muttersprache gewesen sei, dahin um, daß es der indoeuropäischen Ursprache am nächsten stehe. Wir nehmen uns heraus, wieder über die heilige Überzeugung von der Auffindbarkeit einer indoeuropäischen Ursprache zu lächeln (Mauthner, wenn er nicht lacht, lächelt wenigstens; sein Humor erinnert an den — Heines). Wir werden aber, wenn auch nicht die Leistung, so doch die Anregung F. v. Schlegels am schönsten (!) würdigen, wenn wir sagen, daß er mit

[1] M. hat inzwischen einen Bewunderer gefunden in G. Landauer, Skepsis und Mystik. Berlin 1903. M. ist ihm der Vollender Kants. M. kritisiere die Vernunft überhaupt, und seine wuchtige Kritik liege darin, daß er für Vernunft Sprache sagt (S. 7).

romantischer Keckheit das Programm einer ungeheuren Sprachwissenschaft aufgestellt hat, daß die folgende Zeit (sie beginnt mit Bopps Konjugationssystem 1816) es mit der Gewissenhaftigkeit der historischen Forschung zwar weitergeführt hat, aber für irgend welche geistige Fragen nicht bedeutender gewesen ist als der erste Anlauf Schlegels."

Über W. v. Humboldt lesen wir: „Als Privatmann schrieb er jetzt seine sprachphilosophischen Abhandlungen, welche in der Geschichte dieser Gedanken eine ganz eigentümliche Stellung einnehmen. Sie stehen ein wenig abseits von der sprachvergleichenden Methode, welche um dieselbe Zeit herrschend wurde. Humboldt, welcher auf weiteren Gebieten früher als andere die Bedeutung der historischen Weltanschauung ahnte, trieb nicht eigentlich historische Sprachforschung. Trotzdem werden seine Schriften häufig epochemachend genannt, und wirklich kann man kaum ein neueres Werk über die Prinzipien der Sprachwissenschaft lesen, ohne die Anregungen und Ahnungen Humboldts wiederzufinden. Dennoch ist vieles Legende, was sich an den Namen W. v. Humboldts knüpft. Benfey (Gesch. d. Sprachwiss. S. 337) wagt es, von Humboldts berühmter Einleitung zu dem Werke über die Kawisprache zu behaupten, sie sei jedem gebildeten Deutschen bekannt. In Wahrheit wissen die gebildeten Deutschen von W. v. Humboldt nur, daß er der Bruder Alexanders gewesen sei und daß er einen schwerverständlichen Kommentar zu Goethes Hermann und Dorothea geschrieben habe;[1] die ganz Gebildeten (Fachgelehrte ausgenommen) kennen auch noch den Titel seiner Einleitung: „Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts"; doch dieser Titel dürfte weder in seiner Bedeutung noch in seiner verräterischen Unklarheit immer richtig verstanden worden sein" (a. a. O. Bd. II. S. 57 f.).

Mauthner bringt die Humboldtsche Auffassung der Sprachen als Organismen in Beziehung zu dem aufgeklärten Liberalismus, seinen Sinn für die Autonomie des Werdens. Es steckte aber in ihm der starre Rationalismus des achtzehnten Jahrhunderts. Wir haben bereits auf den Zusammenhang mit den philosophischen Richtungen

[1] Allgemeiner bekannt dürften W. v. Humboldts Briefe an eine Freundin sein.

Spinozas, Kants und Fichtes hingewiesen. Idealistische Einflüsse mischten sich in das feine Verständnis, mit dem Humboldts Scharfsinn in den Charakter der verschiedensten Sprachsysteme einzudringen wußte.

Mauthner redet von der „entsetzlich schönen" Sprache Humboldts und tadelt den wenig strengen Gebrauch der Worte. Wichtige Begriffe bleiben ohne Definition, weil im Gedanken Humboldts selbst unfertig.

Die ganze morphologische Klassifikation sei von W. v. Humboldt angeregt worden (Bd. II. S. 295). Von den drei Klassen, der isolierenden, flektierenden und agglutinierenden, bilde die agglutinierende eine so ungeordnete Masse, daß sie sich nicht aufrecht erhalten lasse. Der Dreiteilung zuliebe gehe man achtlos an einer Unterscheidung A. W. v. Schlegels, der die Ideen seines Bruders ausführte, synthetischer und analytischer Sprachen vorüber, von der allerdings die Namengebung preiszugeben sei. Unsere „organischen" Sprachen nähern sich bedenklich der agglutinierenden „Mangelhaftigkeit". Mauthner will, daß die sogenannte Agglutination überhaupt kein Vergleichungspunkt sei und keine Ähnlichkeit zwischen sonst verschiedenen Sprachen biete und weist mit Whitney auf das fast isolierende Mandschu und das reichgegliederte Türkische hin.

Über die „innere Sprachform" äußert sich derselbe Mauthner dahin: „Humboldts vielumstrittener und doch brauchbarer Begriff: Innere ‚Sprachform' machte zunächst einen ganz kläglichen Eindruck, als ich ihn mit dem ganz banalen Begriffe des Sprachgebrauchs identifizierte. Sehen wir aber hier, daß der Sprachgebrauch aufs engste mit der unbewußten Volksetymologie und mit dem Gefühlston der Wörter zusammenhängt, so wird diese Gleichstellung weniger Anstoß erregen. Wenn wir ‚Schlange' sagen, wo der Römner ‚serpens' sagte, wenn wir also den Namen von dem Sinneseindruck des Ringelns, die Römer ihn von dem Sinneseindruck der kriechenden Bewegungen nehmen, so hat der Römer wie der Deutsche dabei das naive Gefühl, das Tier richtig bezeichnet zu haben. Die innere Sprachform Humboldts ist die Hervorhebung eines einzigen Merkmals an einem Gegenstande, der doch der Sprache mehrere Merkmale zur Verfügung gestellt hätte. Dieses naive Gefühl der Richtigkeit des Ausdrucks ist die innere Sprachform, ist aber auch nichts als der Sprachgebrauch mit dem Werte, den die Volksetymologie ihm gibt. Wenn

Steinthal die innere Sprachform sehr gezwungen als Anschauung der Anschauung erklärt, so ist das nichts als eine scholastische (!) Bezeichnung für den Gefühlston, den wir den Worten unserer Muttersprache beilegen, für die künstliche Überzeugung, unsere subjektive Anschauung sei die richtige" (II. S. 538).

In diesen Bemerkungen Mauthners ist ein Hauptpunkt übersehen, nämlich daß die Absicht des Sprechenden in jeder Sprache nicht auf das einzelne Merkmal, sondern auf das Ganze gerichtet ist, und daß das Streben der Sprache in ihren späteren Phasen dahingeht, das Bildliche im Worte abzustreifen und es zum Zeichen für den Begriff der Sache herabzusetzen.

Über denselben Begriff der inneren Sprachform bemerkt Mauthner ferner: „Humboldt betrachtet nur wenig die Grundlage aller Sprachen, die Verbindung von Vorstellung und Sprachlaut im Gehirn (!) und hält sich allzu philosophisch zumeist an die Verbindung von Denkform und Sprachform. Hier nun stellt Humboldt ein neues Wortgespenst hin, den unklaren Begriff einer inneren Sprachform, den Steinthal zunächst scharf kritisiert, um ihn nachher doch wieder zu verwenden. Nach Humboldt ist die innere Sprachform einmal der Inbegriff der auf die Sprache Bezug habenden Ideen, ein andermal wieder ist die innere Sprachform der Zweck des Sprachlautes, der Gebrauch, zu welchem die Spracherzeugung sich der Lautform bedient. Wenn also diese Sätze nicht eine heillose Konfusion ergeben sollen, so müßten ‚die auf die Sprache Bezug habenden Ideen' Zweckideen sein, Endursachen, und wir stehen sofort mitten in blühender Scholastik" (II. S. 61). In „blühender Scholastik" zu stehen, ist für Mauthner natürlich ein gräßliches Unglück.

Eine Seite früher lesen wir: „Scharfsinnig führt Steinthal aus, wie bei Humboldt die obersten Begriffe durcheinanderschwanken: es wird die Sprache bald mit dem Geiste, der dann wieder als eine Gottheit nach dem Muster der Hegelschen Idee auftritt, gleichgestellt; bald kommt die Sprache von außen an den Geist heran." Das letztere in dem Sinne, daß Humboldt die Sprache wie eine platonische Idee behandelt, die sich im Geiste auswirkt und zur Mannigfaltigkeit der Sprachen gestaltet, welche sich dann gewissermaßen als Bahnen verhalten, in denen sich das Denken und Dichten des Geistes bewegt, ohne indessen

zu Fesseln zu werden, denen sich der Geist nicht zu entwinden vermöchte; denn Humboldt ist weit davon entfernt, mit Steinthal so viele Logiken als Grammatiken anzunehmen. Nähert sich in dieser Beziehung die Humboldtsche Auffassung der Sprache als selbsttätige Macht dem monistischen Idealismus, so zeigt sich, wie früher bemerkt wurde, der kritische Einfluß in der Auffassung des Satzes (resp. Urteils) als einer synthetischen Funktion, durch die subjektive Vorstellungen in objektives Sein umgesetzt werden.

Noch einmal über innere Sprachform äußert sich Mauthner: „Für Humboldt selbst ist die innere Sprachform fast in jedem Paragraph etwas anderes: einmal die Logik des Denkens, wie sie in der Grammatik zum Ausdruck kommt; einmal die abstrakte Grammatik selbst, wie sie sich in den einzelnen Sprachformen äußert, einmal sogar nur das tertium comparationis, wie es bei der Bildung neuer Worte der Phantasie vorschwebt“ (II. S. 61).

Als konsequenter Positivist zeigt sich Mauthner in seinem endgültigen Urteil über Humboldts Sprachphilosophie, indem er nur den „lichten“ Gedanken Humboldts gelten läßt, daß es ausschließlich Individualsprachen gebe, also so viel innere Sprachformen anzunehmen seien als Individuen. Die innere Sprachform wäre dann der „ererbte Erfahrungsschatz“ eines jeden; Humboldt aber könne den Gedanken einer gemeinsamen inneren Sprachform der Menschheit nicht loswerden (a. a. O. S. 62). Mauthner erklärt indes die innere Sprachform geradezu als „hölzernes Eisen“. „Es ist eine solche Wortbildung fast nur in der philosophischen Sprache der Deutschen möglich und wäre vorher nur in dem spezifisch aristotelischen Griechisch und dann im Mönchslatein der Aristoteliker möglich gewesen“ (S. 64).

Die innere Sprachform ist dem Positivisten der Erfahrungsschatz, d. h. die Summe sinnlicher Vorstellungen, des Individuums. Im Grunde ist ihr Begriff eine Wortbildung, was ja auch zur großen Heiterkeit des Chesterkasphilosophen, wie wir aus der früheren Abhandlung im Jahrbuch über Mauthners Sprachkritik wissen, der Begriff der allgemeinen Anziehungskraft ist.

Mauthner entschuldigt die „Irrtümer“ W. v. Humboldts damit, daß ihm der Darwinismus nicht bekannt sein konnte. Er habe das Gemeinsame in den Sprachen als Abstraktion erkannt, anderseits aber die Wertlosigkeit aller

Abstraktion nicht geahnt und darum nach der einen Idee aller Sprachen geforscht. „Der Politiker Humboldt, der Historiker hätte den Begriff der Entwicklung verstehen, hätte wissen müssen, daß eine solche unaufhörliche und endlose Arbeit sich nicht an eine Idee halten kann, daß sie sich vielmehr den Umständen anpassen muß. Aber der Darwinismus war damals noch nicht in den Köpfen, was immer man auch von den vielgerühmten Vorläufern Darwins rede. Goethes sogenannter Darwinismus stellte sich noch keine Einheit der Entwicklung vor, sondern nur eine Einheit des Typus. Diese Goethesche Einheit des Typus mag wohl auch Humboldt bei seiner Einheit der Sprachidee vorgeschwebt haben“ (a. a. O. S. 61).

Humboldt schwanke zwischen Rationalismus und Historismus. Was kümmere es die Sprache, ob Humboldt oder sonst jemand sie von einer anderen der Gattung oder dem Grade nach unterscheide, wer habe ihm etwas von dem Streben einer Sprache verraten? Wer von dem Streben einer wahren Richtung? Oder gar von der Vollkommenheit einer Flexion? (S. 61.) Diese Fragen des Positivisten kennzeichnen den schroffen Gegensatz, in welchem die neuere Philosophie sich bewegt, eines einseitigen Rationalismus und eines ideenlosen Empirismus, der von Entwicklung redet, im Grunde aber nur den nackten Zufall kennt. Gewiß kennt die Sprache so wenig als der Geist Gattungsunterschiede. Die mannigfaltige Begabung aber spiegelt sich in der größeren oder geringeren Vollkommenheit der Sprachen, die nach der Angemessenheit derselben zu ihrem Zwecke, Gedankenausdruck zu sein, zu beurteilen ist. Die Sprache ist zwar nicht die sich realisierende Idee Humboldts, noch weniger aber der deiktische Laut des Positivisten.

Von der Macht der Wahrheit bewältigt, anerkennt Humboldt trotz seiner idealistischen Neigung eine von Sprache (und Vernunft) unabhängige intellegible Ordnung und zieht sich dadurch den Tadel des Sprachkritikers zu. „Er (d. i. Humboldt) schrieb einmal: ‚Die Summe des Erkennbaren liegt . . . zwischen allen Sprachen und unabhängig von ihnen in der Mitte.‘ Der Erfinder der inneren Sprachform, die ihm doch nur Sprachgebrauch war, hielt also die letzte Welterkenntnis außerhalb jedes Sprachgebrauchs für möglich. So arm ist der vornehme Begriff ‚innere Sprachform‘, wenn wir ihn genau befragen.

Nur etwas bleibt übrig, was das Humboldtsche Wort bedeutungsvoll gemacht hat. Man hatte vor ihm entweder ein besonderes Sprachvermögen angenommen oder . . . die Sprache auf ihre Logik hin examiniert. Humboldt zuerst wies auf das innere Leben der Sprache hin und forderte damit die Psychologie auf, sich mehr als bisher mit der Sprache zu beschäftigen. Wir wollen auch diese Tat nicht überschätzen. Es wurde in der großen öffentlichen Bibliothek ein Buch etwas vernünftiger eingereiht. Es wurde in dem vorläufigen Weltkatalog ein Begriff in das Fach gelegt, in welches er besser zu passen schien als in sein bisheriges. Mehr als so ein bißchen Umordnung von Worten hat freilich niemals ein Einzelmensch geleistet" (II. S. 72). Von dieser Sorte von Nominalismus würde ein Occam wohl mit Entrüstung sich abgewendet haben. Sie blieb den Jüngern des Locke, Hume, Mill, Lewes und Darwins vorbehalten.

Konsequent lehrt Mauthner das Gewordensein der Logik, indem er mit Bezug auf die chinesische Sprache sagt: „Wir wissen und lehren (!), daß Grammatik und Logik geworden sind, historisch geworden. Der beschränkte Europäer, der das nicht weiß, denkt also ganz richtig nach seiner europäischen Logik, wenn er den Chinesen seine Grammatik und Logik (?) abspricht, weil sie in ihrer Sprache den Unterschied zwischen Nomen, Verbum, Adjektiv usw. sich gar nicht vorstellen können" (II. S. 336). Im folgenden will Mauthner an v. d. Gabelentz und Steinthal sich anschließen. Der letztere nimmt allerdings so viel Logiken als Sprachen (die inneren Sprachformen) an. Auf den ersteren aber beruft sich Mauthner ohne Grund. Denn nach v. d. Gabelentz bildet die chinesische Sprache wie jede andere Sätze, in denen ihre einsilbigen Wörter, obgleich an sich weder als Substantiva noch als irgend welche andere Redeteile charakterisiert, doch bestimmt als solche funktionieren. Humboldt selbst in seinem berühmten Briefe an A. Remüsat ersieht im Grunde die Eigentümlichkeit der chinesischen Sprache in ihrem streng logischen Charakter, infolgedessen sie alle zum absoluten Verständnis nicht notwendigen Nebenbestimmungen, mit denen andere (sogenannte agglutinierende) Sprachen den Satz beschweren und dadurch das Verständnis erschweren, wegläßt, und schreibt ihr infolge davon dieselbe Vollkommenheit zu, welche die

indogermanischen (flektierenden) Sprachen durch den lautlichen Ausdruck aller Nuancen des Gedankens und des Gefühles erreichen.

Die nähere Ausführung Mauthners bewegt sich in Widersprüchen, indem einerseits den Chinesen eine andere Logik zugeschrieben, anderseits aber gezeigt wird, daß sie mit anderen Mitteln (Wortstellung, Partikeln) doch dieselben Gedanken zum Ausdruck bringen wie wir. „Zufällig haben die Chinesen, wohl weil sie Menschen sind (!), dieselben Tugendbegriffe und dieselben Freudenvorstellungen wie wir.[1] Wäre dem aber auch anders, so besäßen sie wenigstens unseren Begriff vom Einmaleins“ (II. S. 340). Zufällig, weil sie Menschen sind! Wie unsinnig! Statt: notwendig, weil sie Menschen sind. Sie haben auch unsere Logik, eben weil sie Menschen sind und die menschliche Natur überall spezifisch dieselbe ist. Freilich „spezifisch“ ist ein Begriff, den der Positivist verpönt.

Fassen wir das Resultat unserer Untersuchungen kurz zusammen, so krankt die moderne Sprachwissenschaft bei allen Fortschritten in der Erkenntnis des Charakters und Baues der Sprachen, wie wir sie unleugbar bei Humboldt, Schlegel und anderen finden, an dem Einfluß der modernen philosophischen Systeme, wodurch ihr die Einsicht in das wahre Wesen der Sprache und ihren Zusammenhang mit dem Geiste verschlossen blieb. Die früher bereits angeführte Auffassung des Aristoteles gewährt einen tieferen Einblick in ihr Wesen als ganze Bände moderner Sprachkritik. Der hl. Thomas von Aquin gibt derselben folgenden prägnanten Ausdruck: „Voces sunt signa intellectuum, et intellectus sunt rerum similitudines; et sic patet quod voces referuntur ad res significandas mediante conceptione intellectus. Secundum igitur quod aliquid a nobis intellectu cognosci potest, sic a nobis potest nominari.“ I. S. Th. qu. 13. art. 1. Die sogenannten Redeteile haben demgemäß ihren Ursprung im abstrahierenden Intellekte, und die Sprache prägt Substantiva, Verba, Adjektiva usw. aus, weil der Verstand in den Dingen Substanz, Eigenschaft, Tätigkeit usw. unterscheidet und erkennt. Die Sprache ist also weder die mystische

[1] Wir setzen hinzu: dieselben Unterscheidungen von Substanzen, Eigenschaften, Tätigkeiten. Sie denken eben in den gleichen Kategorien wie wir!

Macht, wozu sie der Idealismus stempelt und die durch sich selbst eine Weltanschauung schafft, also durchaus nicht die Geburtsstätte des Geistes selbst, noch auch der nackte Laut, mit dem sich eine sinnliche Vorstellung verbindet, wozu sie der Positivismus, der konsequent zur Interjektions- und Schallnachahmungstheorie führt, erniedrigt, sondern eine Verbindung von Laut und intellektueller Vorstellung, ein Werkzeug, das der Geist sich schafft, dem er sein eigenes Gepräge aufdrückt, und dessen er sich als Stütze und als Mittel der Verständigung bedient.

PHILOSOPHISCH-THEOLOGISCHE SCHRIFTEN DES PAULUS AL-RÂHIB, BISCHOFS VON SIDON.

Aus dem Arabischen übersetzt

von Dr. GEORG GRAF.

(Fortsetzung von Band XX. S. 55.)

II.

Abhandlung von Paulus al-Râhib . . ., nachdem ihn der Scheich Abû as-Sarûr[1] at-Tinnîsî ar-Raqqâm[2] gebeten hatte, er möge ihm eine auszugsweise Erklärung der Ansicht der Christen über die Unität und Union geben.

1. Wir, die Gemeinschaft der Christen, bekennen von Gott — geheiligt sind seine Namen und groß seine Wunderwerke —, daß er einer ist in der Wesenheit und drei in den Attributen, die wir Vater, Sohn und Heiligen Geist nennen. Wir wollen damit klar ausdrücken, daß er ein lebendes vernünftiges (nâtiq) Seiendes ist. Das Seiende, das nach unserer Anschauung die Wesenheit ist, ist der Vater, und der Logos (natq) ist der Sohn, und das Leben ist der Heilige Geist, und die drei Attribute sind der

[1] Nach Cod. Vat. ar. 112: as-Sarqâ.
[2] D. i. „der Sticker“.